

# Das Schweigen nach dem Holocaust

Staatstheater Darmstadt probt ein starkes Stück Opernstoff über Traumatisierung und Sprachlosigkeit: „Pnima“

Von Thomas Wolff

**DARMSTADT.** Es beginnt mit einer Party, die in eine Katastrophe umschlägt. In bunten Gewändern tanzen der Jugendchor und Statisten des Staatstheaters auf der Bühne des Großen Hauses; sie proben für die Premiere der Oper „Pnima“. Sie hüpfen und drehen sie sich ausgelassen im Takt einer imaginären Musik, beginnen zu zucken, sich dem flackernden Stroboskoplicht entgegen zu strecken, das die Szene plötzlich von oben zerhackt. Die Probenbesucher wissen nicht: Ist das Ekstase? Ist das Verzweiflung und Schmerz?

Mit der verstörenden „Rave“-Szene wird das Publikum bei der Premiere am Samstag konfrontiert werden. Der Bezug zu den Terroranschlägen der Hamas in Israel ist klar. Am 7. Oktober galt eine der Mordaktionen den Besuchern eines Festivals in der Negev-Wüste, 260 Menschen wurden massakriert. In Darmstadt hat Regisseur Karsten Wiegand, Intendant des Hauses, die furchtbare Szene als Prolog vor die Oper gestellt. Ohne instrumentale Musik, nur von einem Hauchen und Fauchen begleitet. Es ist nicht der einzige verstörende Moment der Inszenierung. Da ist man selbst erstmal sprachlos.

„Pnima... ins Innere“, das Werk der israelisch-amerikanischen Komponistin Chaya Czernowin, handelt im Grunde von der Sprachlosigkeit, die dem Entsetzen folgt. Die Künstlerin ist seit einer Woche in Darmstadt und verfolgt, wie ihr Stück in neuer Form Gestalt annimmt. Ihre Grundhaltung: Dankbarkeit.

Vor der Probe erzählt Czernowin, 1957 in Haifa geboren und heute Dozentin in Boston, ein wenig von der Entstehung ihres Werks, und von ihrer eigenen Geschichte. Aber erstmal: Den Darmstädter Theaterleuten sei sie „zutiefst dankbar“ für ihren Mut. Großer Dank an die Intendanten, aber auch an die Sängerinnen und Sänger, ans Orchester, das sich binnen zwei Monaten reinfuchsen musste in dieses komplexe Werk der Neu-



**Totentanz:** Die „Rave“-Szene zu Beginn der Oper erinnert an das Massaker am 7. Oktober, als Hamas-Terroristen 260 Besucher eines Festivals ermordeten. Das künstlerische Team hinter „Pnima“ (von links): Choreografin Wen Hui, Komponistin Chaya Czernowin und Regisseur Karsten Wiegand. Fotos: Sinah Osner

en Musik. Nun müssen sich die Musiker im Orchestergraben, jeder einzeln mikrofoniert und verkabelt, mit Kontrabässen, Blechbläsern, Keyboard und Singender Säge arrangieren, um unerhörte Töne zu spielen. Genau darum geht's nämlich, sagt die Komponistin.

## Zuhörer kamen weinend zur Komponistin

„Pnima“ ist Czernowins Versuch, das jahrzehntelange Schweigen unter den jüdischen Generationen zu überwinden. Die Überlebenden des Holocaust und ihre Kinder hätten nach dem Krieg keine Sprache gefunden, um das Trauma anzusprechen. Das betraf ihre ganze Generation, sagt die Künstlerin. „Wir waren einfach passiv; uns wurde nichts direkt getan und auch wir haben niemandem etwas getan. Wir sollten eigentlich total glücklich sein – aber das waren wir

nicht. Wir waren genauso traumatisiert.“ Sie ist überzeugt, dass sich der tiefstehende Schrecken vererbt: „Das Trauma geht durch die Zellen.“

Aus der Starre habe sich ihre Generation erst in den Neunzigern befreit. David Grossmanns Buch „Stichwort: Liebe“ brachte den „Wasserfall“, wie Czernowin sagt, ins Laufen. In einem Kapitel geht es um den neunjährigen Jungen Momik, der herausfinden will, welches Trauma auf seinen Eltern und Großeltern lastet. In diesem Ringen um Worte, um Ausdruck fand sich auch die Musikerin wieder. So erzählt „Pnima“ von einer eigentlich „unerzählbaren Geschichte“, sagt Czernowin.

Wie fasst sie das in Töne? Kurze musikalische Impulse bestimmen einen großen Teil des Stücks, atonal, außerhalb wahrnehmbarer Rhythmen. Und Worte? Gibt es keine. Es



treten zwar Sängerinnen und Sänger auf, die Höchstleistungen vollbringen müssen, 110 angespannte Minuten lang. Sie raunen und stottern, sie hauchen und schreien. Alles wirkt fragmentiert, zersplittert, wie abgerissen; „man bekommt nie eine ganze Phrase.“ Ende offen.

Im Jahr 2000 wurde die Oper in München uraufgeführt, ein Auftragswerk der Biennale. Die Reaktionen? „Viele Menschen kamen weinend zu mir“, erinnert sich Czernowin. In Israel sei es noch nie gespielt worden.

Januar 2024, Krieg in Israel, Holocaust-Gedenktag – eine gute, richtige Zeit, um das Thema ins Blickfeld zu rücken? „Ich weiß, worauf Sie hinauswollen“, sagt Czernowin.

„Aber dieser Konflikt ist schon sehr, sehr lange aktiv, weit vor dem 7. Oktober.“

Es habe damals wie heute Menschen gegeben, „die ihren Glauben zu einem Fanatismus gemacht haben, die Rechtsausleger in der Westbank genau wie die Terroristen der Hamas.“ Und dann gebe es all die Menschen, die sich in der Mitte dazwischen bewegten: „Die müssen sprechen“, sagt die Künstlerin. Nochmal zur Frage: Gute Zeit für dieses Stück? Czernowin sagt: „Es ist immer die richtige Zeit für dieses Stück.“

„Pnima... ins Innere“, Premiere am Samstag, 27. Januar (es gibt Resttickets); weitere Vorstellungen am 4. und 29. Februar sowie am 28. März.